

Der Emporkömmling.

Von Max von Schenkels.

Franz Müller war das Kind armer Eltern, hatte mehrere Jahre hindurch emsig und rastlos gearbeitet, und seine Mühen waren von aufsergewöhnlichem Erfolge gekrönt gewesen; er hatte ehrsüchtig spekulirt und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben.

Er war ein guter Mensch; dafür sprach schon der Umstand, daß er nie, selbst nicht in den Tagen seines höchsten Glückes, seiner irdischen Eltern vergaß. Seinen Brant und Reichthum wollten sie nicht theilen; sie waren einfache Leute, die dafür keinen Sinn hatten, aber regelmäßig gingen Geldsummen an sie ab, welche mehr als hinreichend waren, um ihnen in ihren Verhältnissen das Leben angenehm zu gestalten, und immer kam die Antwort leidet in einer Form, die den guten Müller in keine geringe Verlegenheit versetzte.

Das große, mit einer roten Oblate gefestigte Papier, die ungehebre, große, linsische Schrift, und nun gar die Adresse: „An den Franz Müller“, nicht Herr, nicht Hoch, nicht Wohlgebohren. Was mußten seine Domeinzen denken, mit wem ich reicher, angelegener Gebieter correspondirte?

Franz hatte gefunden Verstand, der aber mitunter durch ein nicht geringes Quantum Eitelkeit in den Schatten gestellt wurde; es war ihm gar zu bewußt, daß er ein Tropfen im Weltall sein zu sollen, er wollte ein hervorragendes Glied des großen Ganzen bilden, er wollte von sich reden machen.

Seine Eltern hatten mühsam um ihr tägliches Brod gearbeitet und sich nicht viel mit ihm befassen können, und so hatte er eigentlich nur eine Art Selbstergiehung genossen, die den Menschen den äußeren Schiß giebt, das innere Wesen aber gar zu oft nicht recht beachtet, weil das zum lieben „Ich“ doch zu schwer wäre, wollte man erst an sich hofmeisern und tadeln.

„Ich bin einmal, wie ich bin; die Welt soll sich nach mir richten!“ sagte Franz Müller.

Als er nun reich war, da begann seine Eitelkeit ihn erst recht zu plagen. Ein Punkt, der ihm oft störend vor die Seele trat, war, daß er keinen Namen hatte, daß es Leute gab, die arm waren und ihn doch über die Köpfe anstarrten, weil sie das hatten, was ihm fehlte — einen hochadeligen Namen. Wie das ändern?

Es hätte sich zwar vielleicht nachweisen lassen, daß schon vor Christi Geburt ein Müller existirt habe, aber ob das ein Urahn unseres Franz, wäre doch noch sehr fraglich gewesen. Ein Stammbaum war schwer herauszufinden, aber wenn er es erzielen könnte, daß die Sippen uralter Adelsgeschlechter sich baldig vor ihm neigen, dann will er zufrieden sein.

Er hatte superbe Pferde, glänzende Equipagen, fuhr viel herum, lernte reiten, um in fashionablen Kreisen auch mit Verstand von den noblen Passionen der jungen Cavalier reden zu können. An jeder Collette für die Armen betheiligte er sich mit namhaften Summen. Bei jeder Theatervorstellung, jedem Concert, jedem Ball für wohltätige Zwecke war sein Name einer der ersten. All das verschaffte ihm aber nicht den Eintritt in die Kreise der Aristokratie.

Franz Müller wurde täglich mühsam, wenn er sah, wie Summe auf Summe verschwand, ohne ihm dem angestrebten Ziele näher zu führen; er machte da und dort Besuche, sie wurden ihm nicht erwidert, und nur allzu häufig hörte er spöttische Bemerkungen; endlich griff er zu einem letzten Mittel, und siehe da — es gelang.

Er begann Haus zu machen. Er gab exquisite Soupers, seine Diners. Anfangs mußte er sich freilich begnügen, wenn ein verkannter Edelmann, eine Tänzerin des Corps de Ballet, ein brodeloser Künstler seine Gäste waren, aber nach und nach folgte eine bekannte Schauspielerin, ein Löwe der Gesellschaft ihrem Beispiele, und so gelang es endlich, das mühevollste Werk. Die glänzenden Namen wurden immer häufiger unter seinen Gästen, und nach einiger Zeit accreditirt in der vornehmsten Welt, es wurde ihm sogar auf die allerhöchste Art honirt, und er war eitel genug, es seinen vielen einnehmenden, anerkannterwerthen Eigenschaften zuzuschreiben.

„Unser charmanter Müller, unser unvergleichlicher Müller, unser theurerer Franzois.“ so nannten sie ihn, sie konnten ja seine Eitelkeit und wußten sie großartig auszunutzen.

Brauchte ein junger Cavalier Geld, so war sein „Freund Müller“ der erste, an den er sich wandte. „Du mit Deiner edlen Gesinnung, Du, der Du in Deinem Fühlen ein echter Cavalier.“ hieß es, bis er das Geld hatte. Dann wurde die Freundschaft lauer und immer lauer, bis der edle Herr zuletzt ganz ausblieb und Hof und Ketter sah man niemals wieder, im Hause Müller wenigstens nicht, in anderen Kreisen erschien er wohl nicht minder häufig und versetzte dann nie, seine spöttischen Bemerkungen über „den Müller, den Bauer als Millionär“ zu machen. Im Sommer geht es zum guten Ton, zu reifen, und so beschloß denn Müller auch, zu reifen, und zwar wie ein echter Cavalier. Da mußten Jäger und Bediente mit,

eine endlose Zahl Koffer wurde mit allen nur denkbaren unnützen Dingen bedeckt. François de Müller stand hierlich mit metallenen Buchstaben auf jedem einzelnen diese Ungethüm; wor das „de“ einweisen auch nur rothger Traura, so konnte es ja werden, warum nicht — man hat Geld, man hat Connerionen, warum soll man diesen kleinen Wunsch nicht erreichen, ist doch Geld die Zauberformel, vor der sich hoch und niedrig krümmt, demüthig im Staube windet.

Er reiste in ein vielbesuchtes Bad, wo er immensen Aufwand trieb, bei den Damen Furere machte durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit, die er für jeden ihrer Wünsche zeigte; kaum deutete eine derselben nur im entferntesten etwas an, so war es auch schon ausgeführt.

Ja, da war sogar die schöne Gräfin Selma Abthof, die sich dann und wann zu einem verflohenen Liebesbild herbeiließ, vor dem dann unser Müller in Wolne versank.

Freilich wußte er nicht, daß die Rasse der schönen Gräfin an großer Ehre litt, daß ihre stolze Mutter, mit der sie in's Bad gereist, weil es nun eben Mode war, wenn möglich noch weniger ihr eigen nannte als die Tochter, daß kein Wucherer in der Residenz ihres Vaterlandes sich mehr herbeiließ, ihnen auch nur einen Pfennig zu leihen, und daß Selma das Geld für die Vade-reise einer reichen Freundin abgeteilt hatte.

Wer konnte das aber auch ahnen, wer sollte hinter dieser klaren Stirne so profaische Gedanken suchen, wie sie der Mangel an dem lieben Geld hervorzu-jaubern vermag.

Das Glend sei das Grab der Liebe, sagt man, ach, bei wie vielen bedarf die Liebe des Grabes nicht, weil sie nie vorhanden war, weil an ihrer Statt die Berechnung einzog und zu Stein erstarrte, was noch weich und süßend war.

Müller dachte nicht an derglei, er war selig! — Eine Gräfin liebte ihn, er konnte eine Gräfin heirathen — warum nicht?

Und so erschien er denn eines Morgens in vollster Gala, mit blendend weißer Kravatte, schwarzen Frack, gelben Handschuhen, von denen er einen in der Hand trug, und dem obligaten, weißin glänzenden Brillanting, im Salon der Gräfin Abthof und ward um die Hand. „Dero glücklichen Tochter.“

Anfangs hörte ihm Mama Abthof ziemlich geringschäßig zu, doch als er das Liebestrema genugsam erörtert und auf den praktischen Theil überging als er erzählte, wie er seiner künftigen Gattin achttausend Gulden als jährliches Nadelgeld auswerfe, wie er ihr Equipage und Loge halten wolle, und sie im Falle seines Todes als Universalerbin seines ganzen, auf mehr denn eine Million sich belaufenden Vermögens einlegen werde, da leuchteten die Augen der alten Gräfin in einem delerren Glanze, da rühte sie vergnüglich in ihrem Sessel hin und her und ihm auf die Schulter klopfend, sagte sie:

„Wunderbar leben schaff, mein Lieber, ich weiß gewiß, meine kleine Selma hat auch eine kleine Pension für Sie, doch warten Sie hier, ich will mit ihr reden, und Sie dann zu Ihnen schicken.“

Als nun kurz darauf Gräfin Selma in reißend weichem Gewande, mit niedergeschlagenen Augen, zur Thür herein-kam, und mit verhängtem Veilchen zu ihm aufschaute, wer konnte es ihm verdenken, daß er, alles um sich her ver-gessend, sie jubelnd in seine Arme schloß.

Franz Müller, Selma Gräfin Abthof, Verlobte.

„O Wonne, o Glück — o Seligkeit! Hätte er am Abend deslichen Tages seine Gattin und Schwiegermutter in spe sich besprechen hören, vielleicht wäre ihm das Glück doch zu theuer erkauft erschienen, eine Gräfin als Gattin heim-zuführen.“

„Der häuerliche Döpel.“ hieß es da, und doch wie froh können wir sein, keine Schulden mehr, keine Wucherer, die uns das Haus umlagern, aber wenn er nur nicht so vulgär erschiene.“

Nach kurzer Zeit schon feierte Müller einen glänzenden, superbe Hochzeit, die durch acht Tage den Gesprächsstoff bil-dete.

Zehn Jahre später.

Die Wintermonate schien trübe und spärlich in die ärmlichste Hütte wie in den glänzenden Palast des Vornehmen. Es war ein nebliger Tag gewesen, und erst gegen Mittag hatte das leuchtende Gestirn sich mühsam Bahn gebrochen und sandte matte Strahlen in die Straßen der Residenz.

Ganze Schneegebirge waren rechts und links von den Straßen auf-gestürzt, und der eizige Wall war nur unterbrochen, wenn da und dort die Einfahrt in ein einleuchtendes Haus frei bleiben sollte.

In einem kostbaren Pelz gehüllt, kam langlamen Schrittes ein einsamer Wanderer durch die Straße. Die Luft war kalt und ein schneebender Wind peitschte eizige Schneeflocken in die Ge-sichter der einzelnen, die Lust oder Pflicht auf die Gasse trieb.

Immer langlamen wurden die Schritte des einsamen Wanderers, und auf seiner Stirne lagen schwere Wolken.

Endlich machte er an einem der anschein-lichen Häuser Halt und gleich darauf erdnete der tröstliche Klang einer Glocke durch das imposante Gebäude.

Das Thor wurde von einem betretenen Diener aufgerissen, der sich tief vor dem Herrn verneigte.

„Zu Befehl, Excellenz, die Frau Gräfin sind eben erst aufgestanden.“

Ein unmerkliches Zucken umspielte die Lippen des Herrn. Mit raschen Schritten eilte er vorwärts über eine teppichbedeckte Stiege hinauf und stand im Verlauf weniger Minuten in einem eleganten Boudoir, in dem auf einer Ghaiselongue eine Dame in kostbarem Neptige mit halb geschlossenen Augen lag und an einer Tasse Chocolate nippte, die sie in der Hand hielt. Sie blickte nur flüchtig auf, als der Herr eintrat, ohne sich auch nur im geringsten um ihren Gesellschafter zu kümmern.

Er zog denn auch ruhig seinen Pelz-roak an und schob sich einen Fauteuil an den offenen Ramin, in den er sich seufzend niederließ.

„Du bist heute ungewöhnlich spät aufgestanden, Selma.“ sagte er. „Rein, mein Lieber, nicht später als sonst.“ erdnete eine gelangweilte Stimme vom Sofa her; „aber du occu-pirst dich jetzt mit allem eher als mit deiner Gemahlin; du hast es verlernt, zu beachten, was ich thue und wünsche, meine Gewohnheiten sind dir fremd ge-worden, und so erschein dir neu, was doch nie anders war.“

Ein tiefer Seufzer war seine einzige Erwiderung, und sie fuhr unbehirt fort:

„Du, der du nicht wissen solltest, was aus Danbarkeit gegen mich thut, was aufmerksam jeden einzelnen meiner Wünsche beaufachtet, wie es mir lobnen, daß ich dich aus deinem Nichts empor-gehoben, daß ich dir eine Stellung im Leben geschaffen, du behandelst mich mit Gleichgültigkeit, ja mit Mißachtung. Du vergißt, daß du ohne mich nichts wärdest, als der simple Franz Müller, der Bauer als Millionär, den jebem-mann verachtet und verpöthete. Wenn hast du es zu danken, daß die vor-nehmsten Familien mit dir befreundet sind, daß du eine Stellung in der Ge-sellschaft hast, daß du eine Höhe erreicht, von der du in deinen kühnsten Hoffnun-gen nie zu träumen gewagt hättest, — wem — wem anders als mir?“

Sie hatte sich in die Leidenschaft hin-eingeredet und fand nun erschöpft in die Rippen der Ghaiselongue zurück, wäh-rend ihr Gemahl mit einer Bewegung der Ungeduld von seinem Fauteuil in die Höhe schnellte und mit raschen Schritten das Gemach durchschloß:

„Endlich blieb er vor seiner Frau stehen: „Selma, ich bin es müde, daß du mir ewig vorwirfst, was ich dir alles schulde; kannst du es leugnen, daß mein Reichthum schwer in die Waagschale fiel, als du mich zum Manne gemächt, kannst du es leugnen, daß er dir sehr dienlich war, all deine Bedürfnisse zu befriedigen? Ich würde mit Wonne alle die Ehren und Würden, zu denen du mir verdienst, um deiner Eitelkeit zu frohnen, von mir werfen, um ein fried-liches Leben an der Seite eines lie-benden und geliebten Weibes führen zu können.“

Sie lagte ihm bösnich in's Gesicht. „So thue es doch.“ sagte sie, „es würde ein schönes, interessantes Schick-salbild zu deinem eigenthümlichen Leben geben, wenn du vor deinen Monarchen hinträten und sprechen würdest: „Herr, ich entlage allem, meinen Orden, mein-nen Titeln, meinem Vermögen und suche die stille Einsamkeit und die ründerigen Stuben meines Heimath-dorfes auf, dann lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden.“ Welches Aufsehen das erregen würde! Mich aber, mein Freund, lasse aus dem Spiele bei dieser Abre-icene, eine Gräfin Abthof wird sich nie zu solchen Farcen hergeben.“

Er hatte sie ruhig angehört, und sagte jetzt bitter: „Das weiß ich längst, Selma, daß einer Gräfin Abthof fern liegt, was man Herz, was man Gemüth nennt; doch sträute dich nicht, ich werde, was du eine Kärcherin zu nennen liebst, nicht herbeiführen, weil ich durchsüßre, was ich einmal begonnen, nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich es mir, mei-ner öffentlichen Stellung schulde. Was ich aus Eitelkeit begonnen, ich vollende es aus Pflichttreue. Keine bessere Schule gibt es für mich geben können, als den Hinblick, den ich durch meine Verehelichung mit dir in jene Kreise er-halten habe, die ich ein für unendlich hoch geachtet habe. Ich verachte auch jetzt die Rasse nicht, aber ich verachte eine große Anzahl ihrer Vertreter, die glauben, sie müssen durch Dunkel er-legen, was ihnen an Bildung fehlt. Ich bin dir ja zu Dant verpflichtet, denn nie hätte ich mein geistiges Auge geflärt von all den Schanden, die es umfangen hielten, wenn ich nicht durch jahrelange Erfahrung kennen gelernt hätte, wie wenig realer Werth in dem Tand und Plitter liegt, der uns die Augen blendet.“

Sie hatte ihm nachlässig zugehört und sprach nun, sich erdend: „Wie wäre es denn, wenn wir diese Discussion als beendet betrachteten, mein Lieber, wir werden beide nichts ändern an dem Lauf der Dinge, du bist nun einmal der allmächtige Minister und ich die ichone Frau, die durch ihren Reich-thum, durch ihre Eleganz aller Augen blendet, und es ist uns ganz bequem,

daß dem so ist; mich rufen die Pflich-ten der Gesellschaft, also Adieu!“ Und damit rauchte sie zur Thüre hinaus.

Erst blühte ihr Gatte ihr nach und lehrte endlich wieder zu dem Ramin zu-rück, in dessen hell proheindes Feuer er nachdenklich blüde.

Wie hatte sich in dem zehn Jahren geändert: nach seiner Verehelichung war Franz Müller eine Zeitlang mit seiner jungen Frau gereist, dann waren sie in die Residenz zurückgekehrt, und nach und nach hatte Selma ihren Mann dahin gebracht, daß er sich dem Staats-dienste widmete.

Mehrere Jahre hatte er einen ziem-lich beschränkten Wirkungskreis, der ihm aber lieb geworden war, weil er in der Arbeit den Frieden fand, der ihm im eigenen Hause fehlte. Dann war eine Zeit des politischen Umwandlungs-gekommen. Die Männer aus dem Volle kamen an die Tagesordnung, und ebe er sich dessen versah, hatte man Franz Müller ein Minister-Portfeuille angetragen, das er auch ohne Zögern annahm, denn es war ihm ein befriedi-gendes Gefühl, durch sein Wissen etwas zu können, was ihm doch seine Frau täglich vor, wie er sein ganzes Ansehen, seine ganze Existenz nur ihr zu danken habe. Er war nun auf der Höhe sei-nes irdischen Glückes, soweit Stellung und Geld uns Glück geben können. Wahres Glück aber fehlte ihm doch, denn seine Frau hatte ihm jeden Tag seines Lebens vergällt, mit Kleinlich-keiten, mit Hochmuth, Gefälligkeit und Verschwendung; sein Vermögen hatte durch den Hang zu unglücklichen nutzlosen Auslagen seiner Frau eine bedeutende Schlappe erlitten.

Oft und oft hatte er ihr Vorstel-lungen gemacht, umsonst, gerade weil sie früher gedacht, wollte sie jetzt ge-nießen, das sprach sie ganz offen aus. Langst hatte er den Wahn aufgegeben, daß seine Frau ihn aus Liebe geliebt, aber gerade, weil er ein guter Mensch war, hatte er schmerzlich unter dieser Entdeckung gelitten.

Seine Seele war durch mancherlei Trübsal geläutert worden, er hatte das Nüchtere so vieler Auserwählten ein-sehen gelernt, und die Eitelkeit, die ihn in so vieles Irthümlich und blind hatte hineinrenten lassen, war von ihm ge-wichen.

Lange, lange Hand er so im Boudoir seiner Frau, und trübe Gedanken mach-ten ihn beschlagen, denn seine Züge ver-finsterten sich immer mehr und mehr.

„Wenn ich nur wüßte, wie es ihr sagen; wenn ich's nur wüßte!“ mur-melte er vor sich hin. „Es ist wahr, ich liebe die Frau nicht mehr, aber es thut mir doch weh, daß der Schlag sie hart treffen wird, doch gehen muß es, ich werde schreiben!“ Und zu ihrem Schreib-tisch hineilend, warf er rasch Zeile um Zeile auf ein Blatt Papier, sigelte es, und verließ alsdann das Zimmer.

Einige Stunden später kehrte die Baronin Selma von Müller, geborene Gräfin von Abthof, mit einer Freundin, beide in eleganter Diner toilette in das Zimmer zurück.

Sie plauderten lange von unbedeu-tenden Dingen, Ereignissen in der „großen Welt“ und derglei mehr, und als endlich der Kammerdiener meldete, es sei aufgetragen, verließen sie das Gemach, ohne daß Baronin Müller den Brief ihres Gemahls bemerkt hätte.

In den Speisestall eintretend, war sie erkannt, ihren Mann, der sonst nie auf sich warten ließ, nicht da zu finden, und der Bediente ihnen verwunderten Bild bemerkend, beileite sie, zu erklären, der Herr Baron sei leidend und nehme nicht an der Tafel theil.

Gleichgültig hörte sie den Diener an, nun, wo sie wüßte, die Abwesenheit ihres Gemahls habe einen Grund, war es ihr einleuchtend, welchen; sie lud ihre Freundin ein, Platz zu nehmen, und unter heiterem Gespräch verließ die Tafelzeit; die Damen ließen sich die feinen Gerichte trefflich munden; endlich fanden sie auf, es sei Selma nicht ein, nach ihrem Mann zu sehen, oder sich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen. Solche Leute haben immer robuste Naturen!“ war ihr Gedanke.

Die Freundin beweilte noch lange, und erst als sie sich am Abend in ihr Boudoir zurückzog, um noch ein Billet an ihre Schneiderin zu verfaßen, er-wachte sie den Brief ihres Mannes.

Verstremt öffnete sie das Siegel, und ihr erstauntes Auge überflog folgende Zeilen:

„Ich war heute zu Dir gekommen, um Dir meine Entschluß mitzutheilen, der schon lange in mir Klarheit gewor-den ist. Die Zeit meiner Popularität ist dahin, und ich will meine Demission einreichen, um einer etwaigen Entlas-sung vorzubeugen. In Unthätigkeit hier zu leben, vermag ich nicht, und so bin ich entschlossen, den Haushalt hier aufzulösen und in die Fremde zu ziehen; ich nehme an, daß Du denn doch so viel Anhänglichkeit an den Mann be-hüßest, dessen Namen Du seit zehn Jah-ren trägst, um ihn zu begleiten, selbst wenn er fortan ein stilleres Leben der glänzenden, geräuschvollen Lebensbahn vorziehen sollte, die er bis nun geführt. Ich erwarte Deinen Entschluß im Laufe des heutigen Tages und werde danach meine weiteren Schritte richten.“

Franz Müller. Start vor Staunen sank sie in die Rippen des Fauteuils zurück, während das Blatt ihren Händen entfiel; jetzt nur einen Moment verbarre sie in die-ser Stellung; ingrimig die Hände

ballend, ging sie gleich darauf zornig in dem kleinen Gemach auf und nieder.

Er hat es gewagt, selbstständig zu handeln, dieses Nichts, das nur durch sie etwas geworden. Unzufällig, uner-dört!

Und ganz gegen ihre sonstige Ge-wohnheit ging sie, bestig die Thüren hinter sich zuwerfend, rasch in die Zim-mer ihres Gemahls. Ihr Gesicht war von der Leidenschaft verzerrt, jeder weib-lichen Würde bar.

Vergebens sah sie sich in verschiedenen Gemächern um, weder ihr Mann, noch einer der zahlreichen Domeinzen war sichtbar. Endlich stieß sie die letzte Thür auf, die in ein kleines unansehnliches Cabinet führte, welches nur als Gar-derobe zu dienen pflegte.

Da lag an einem Tische, das Haupt in den Händen vergraben, der Mann, dem sie durch eine Reihe von Jahren jede Stunde seines Daseins verbittert durch ihren Hochmuth, ihre Eitelkeit, ihre Buzsücht; er gewachte sie gar nicht, und erst als sie ihn ungeduldig mehr-mals beim Namen rief, hob er langsam den Kopf, und sie blickte in ein dem Rummur und Verzweiflung verzerrtes Gesicht.

„Was soll denn diese ganze Ro-modie?“ herrschte sie ihn an.

„Sie soll heißen, daß ich dem Fall zudorkommen wollte, und doch zu spät kam.“

„Ich verstehe dich nicht, Franzois!“

„So höre: Ich war jahrelang der Lieblich des Fürsten, ich habe alles, was ich nur wünschte, nur mein Ver-mögen schenkte dem Tag zu Tag, dank deiner Verschwendung. Ich liebte dich wahr und innig eine lange Zeit hin-durch und war so schwach, dir nicht abzuschlagen. Als ich endlich von mei-ner grenzenlosen Blindheit geheilt wurde, und sah, an wie viel berechnend herzlos ich meine Liebe ver-schwand, fehlte mir doch die Kraft, deinen Wünschen entgegenzutreten, ich gab und gab, wo ich hätte verweigern sollen.“

Oft sah ich Hundstang vor meinem Schreibtisch und rechnete, bis mir der Kopf schwirrte vor Zahlen, und immer überstieß die Ausgabe die Einnahmen. Gar manche löbliche Liebhaber, die ich mir im Laufe der Jahre angeliebt, wurde unter der Hand verkauft, nur um deine Wünsche befriedigen zu kön-nen! Meine Bitten, meine ernsten Ver-forderungen halfen nichts bei dir, und so griff ich endlich zu einem verweilten Mittel, ich spielte auf der Börse, und daß ich anfangs Glück hatte, trieb mich immer weiter und weiter und ließ zuletzt in Leidenschaft ausarten, was anfangs nur der Fried nach Erwerb war. Ich wußte, daß dem Fürsten nichts verhas-ter sei, als derlei waghalsige Unterneh-mungen, doch hoffte ich es ihm verheim-lichen zu können. In letzter Zeit jedoch suchten da und dort Gerüchte, die mich beunruhigten, und ich beschloß, um einer Enttöschung von meinem Pöken vor-zubeugen, um meine Pensionierung zu bitten — das theilte ich dir brieflich mit.“

Vor einer Stunde erhielt ich ohne weiteres meine Entlassung aus dem Staatsdienst. Als Erduterung schreibt mir ein Freund aus dem Ministerium, Seine Durchlaucht habe von gewissen commercellen Speculationen meinerseits gehört und das sei genugsam gewesen, mich vollkommen bei ihm in Mißcredit zu bringen. Zu allem Ueberflus hat sich heute Morgen das Gerücht verbreit-et, die Bank, bei der ich meine Gelder deponirt, durch die ich mein Spiel trei-ben ließ, habe den Conturs angefangt; und wie wir mein Sekretär, den ich vor einer Stunde hingestift, mittheilt, ist die Richtigkeit des Gerüchtes erwiesen.“

„Babiere, die vor zwei Tagen noch einen Werth repräsentirten, sind heute nicht einen Heller werth, ich habe aber bei der Bank eine bedeutende Differenz ausgezögeln, und bestje kein Geld mehr, um es thun zu können, wenn du dich nicht dazu verheißt, das Haus, wel-ches ich dir im Heirathscontract ver-schrieben, zu verkaufen und mir einen Theil der Summe zu übermitteln. So ist alles zugleich über mich hereingebro-chen, und ich bin heute, was ich als Anabe war — ein Bettler!“

Die Apathie des Verzweifelten war nach und nach aus seinen Zügen ge-wichen, er hatte immer lebhafter ge-sprochen, und blickte nun gepannt auf seine Frau.

Selma hatte ihm kumm zugehört; sie sah lang vor sich hin.

„Nun, hast du kein Wort für mich, Selma?“

„Ich dachte nur darüber nach, wie merkwürdig es sei, daß nun alles zer-ronnen, worauf du dir doch so viel ein-gebildet! Wie gut ist es, daß du mir doch das Wenige, was mir noch bleibt, nicht nehmen kannst mit Zug und Recht; ich bin nicht die phantastische, hochberzige Abtrün, die alles dahin giebt, damit der Mann es in den Löwenrachen schlendern lennt, damit er es dem unerfälllichen Dämon des Pöfels opfert! Ist es meine Schuld, daß du dich dem Kaiser in die Arme geworfen?“

„Ahsahle Blöße bedeckte sein Gesicht, als er nun zu seiner Frau aufblickte.“

„Du wüßst also nichts für mich thun, Selma?“

„Unwiderruflich — nein!“ war ihre letzte Antwort.

„Gut, denn, so verlasse mich und lebe wohl!“

„Was hast du vor?“

„Ich weiß es noch nicht. Laß mir Zeit zum Denken.“

Sie ging und er blieb allein, mit sei-ner Verzweiflung, seinem Schmerz,

Das Resultat seines Trübens war, daß er bei eintretender Dinsten sich er-hob, seiner Frau einige Zeilen schrieb, und dann ungenüch, in einen dunklen Mantel gehüllt, die Treppe hinauf zur Hausthür hinaufging; rastlos schritt er durch die Straßen, immer weiter, im-mer schneller. Endlich hatte er die Stadt im Rücken und eilte nun um so rascher nordwärts; über Berg und Thal schritt der einsame Wandermann, den Mond als einzigen Begleiter.

Als die Sterne zu bleichen begannen, lag ein großes Dorf vor ihm, auch da ging er durch, und machte erst an einem kleinen, netten Haus am Ende desselben Halt.

Das kunstlose Schloß wich dem kraft-vollen Druck der Hand und er trat ein. Im Flur brannte ein Licht, und aus der offenstehenden Thüre drang mono-tones Gemurmel. Näher eilend, ge-wachte er auch von dort: ausgehend et-nen Lichtstrahl.

Befremdet trat er nun ein, und ein erheiternder Anblick harzte seiner.

Auf reinem, aber schmuddeltem Bette lag ein klobiger Mann in schlichtem Gewand, und davor kniete ein altes Mütterchen mit gefalteten Händen, Ge-bete murmelnd.

Bei dem Klang seiner Schritte wandte sie deszendend das Haupt und ein heller Freudenchein flog über das chroindige Gesicht.

„Franz, mein Sohn!“ schluchzte sie an seinem Dalse, „ich hab's gewüßt, daß du kommst, dem Vater die letzte Ehre zu bezeugen, Gott vergelte es dir!“

Schreden und Staunen drückten sich in den Zügen des Sohnes aus. Also man hatte um ihn gesandt, und er war, abnunglos, doch er erlebte wurde, ge-kommen, um zu sehen, wie man den Vater in's läble Grab betete, das er für sich selbst so heiß ersehnt.

Das Leidbegedenkniß war vorüber und der Sohn war, wenn auch nur für einige Stunden, der schlichte Landmann von einst geworden.

Er lag neben der Mutter und barg das milde Haupt in ihrem Schooß und sagte ihr alles — alles, und der Instinkt der Mutterliebe erlegte, was ihr an Bildung fehlte. Die schlichte Frau verstand den Weltmann besser, als ihn seine hochgeborene Gemahlin je verstan-den, denn sie hatte Herz für alle seine Leiden und Enttäuschungen, für die lauternde Gefühle, die seine Seele durchdrang.

Doch das Verständnis kam zu spät, es konnte nichts mehr heilen.

Als die Mutter des Morgens an das Bett des Sohnes trat, fand sie eine Leiche; das dabeinstehende Flöschchen löste seine Zweifel.

Verlassen von seinem Fürsten, von seiner Gattin, von denen, die er für Freunde gehalten, war er der Wucht seines Schicksals erlegen.

Ein altes, gebeugtes Weibchen war die einzige Leidtragende hinter dem Sarge des gewesenen allmächtigen Mi-nisters. Wie nichtig erschien die sal-bungstolle, bruchlerische Rede der ichonen, reichen Wittve in der Residenz gegen die Abtränen, die langsam über die abgekürzten Wangen seines verlassenen Mütterchens im fernem Dorfe her-abrollten!

Gedächtnisblätter.

In diesem Jahre setzten, wie in den „Neuesten Nachrichten“ zu lesen ist, einige Gedächtnis ihr 100- oder 150-jähriges Jubiläum, die vollständig ge-worden sind und entweder ganz oder zum Theil heute noch in Aller Munde sind. Gellert schrieb 1748 in Leipzig den „Sterbenden Vater“, der mit den Worten schließt: „Für Örgen ist mir gar nicht bange, der kommt gewiß durch seine Dummheit fort!“, ferner den „Armen Greis“, dessen Eingang „Am das Ahinoeros zu sehen“ Jedermann geläufig ist, den „Bauer und sein Sohn“, aus dem „Frei, Frei, die Bräute kommt“, entnommen ist, und die „Bauern und der Amtmann“, woraus die Zeilen „Für Öden, die Ihr alle seid, Euch flegeln ich den Reichthum“ und „Ach ja, Herr Amtmann, ja“ bekannt sind. In demselben Jahre dichtete Lichtenberg die „Rufen und der Hausderr“, die jedoch erst 1762 die vollstündliche Form erhielten, den „Heinen Töfel“ und „Kette und Was-sermaus“, dessen parodistische Umwandlung durch den Berliner Haffkauppieler Kählbing populär geworden ist. Vor 100 Jahren erfolgte der erste Abdruck des Liebes: „Goldene Abendsonne, o wie bist Du so schön!“ und von „Gissa's Abschied“ („Ach einmal, Heinrich, eh' wir scheiden“). Vor 100 Jahren er-schienen in Schiller's „Mufen-Almanach“ der „Zauberberling“ Goethe's, der freilich schon am 23. Juli 1797 druck-fertig vorlag.

Auf den Philippinen befehlt bei dem Stamme der Tagalen der ichone Brauch, für wandernde Fremde eine Korb mit Speise vor die Hütte zu legen. Im ärmsten Dorfe findet der Reisende Nahrung vor den Hütten der ihm unbekanntem Spenber. Ist der Wanderer reicher als die Leute, welche ihn gelobt haben, so thut er als Entgelt eine kleine Münze in den Korb. Der Arme aber bemut das „Fischlein decke dich“ und geht dankbar und geist-lich seines Weges. So lange diese Sitte nicht bei uns Nachahmung findet, haben die Tagalen ein Recht, mit Seume's Canabier auszurufen: „Selt, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“